



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Arme Studenten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Strafgesetzbuch mag manche Mängel haben. Im Großen und Ganzen aber sind wir der Ansicht, daß die Mängel unsrer Strafjustiz minder in den Gesetzen, als in den zur Ausführung berufenen Menschen ihren Grund haben. Hätten wir lauter verständige Richter, so würde auch mit den bestehenden Gesetzen eine das Bedürfnis in allem Wesentlichen befriedigende Strafjustiz geübt werden können. Die Hauptaufgabe der Rechtswissenschaft liegt also darin, verständige Richter zu erziehen. Dazu braucht man aber keine „Internationale Vereinigung“ zu gründen, sondern es ist eine häusliche Aufgabe, an der wir alle je nach unserm Berufe arbeiten können. Am wenigsten würde dieses Ziel erreicht werden, wenn wir denken müßten, daß unsre Richter in den Anschauungen, die in dem mehrerwähnten Grenzbotenartikel vertreten sind, herangebildet würden. An die Stelle ruhigen Denkens und gesunden Gefühls für Gerechtigkeit würde sich eine phantastische Auffassung von den Aufgaben der Strafjustiz und ein Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum andern bei ihnen festsetzen. Damit würde die Rechtsprechung jeden sichern Boden verlieren.



Arme Studenten



Unsre Studentenschaft vereinigt gar verschiedenartige Bestandteile. Es kann wohl kommen, daß auf derselben Bank zwei Kommilitonen sitzen, von denen der eine gelegentlich um ein paar Flaschen Sekt wettet, während der andre an den Tagen, wo er keinen Freitisch hat, von Brot lebt. Das Bewußtsein gesellschaftlicher Gleichheit leidet unter diesen äußerlichen Umständen über Erwarten wenig. Eine Hinneigung von reich zu reich, von arm zu arm ist ja auch hier unverkennbar, aber eine Scheidewand zwischen reich und arm besteht nicht. Ein echt demokratischer Geist im guten Sinne scheint zu walten und junge Männer aus allen Ständen in einem idealen Streben zu vereinigen.

Aber helles Licht wirft tiefen Schatten. Eine Gleichstellung von ungleichartigem führt fast immer zu einem Unrecht, und zwar gerade gegen den Teil, der dadurch bevorteilt zu sein scheint: den weniger Bemittelten. Was die leidige gesellschaftliche Gleichstellung mit den begüterten Volksklassen für Opfer erfordert, davon weiß so manche arme Beamtenfamilie zu erzählen. Mit dem armen Studenten ist es aber noch schlimmer, weil seine Mittel oft nicht einmal zum notdürftigsten Auskommen hinreichen. Will er nicht auf alles, was

Studentenleben heißt, verzichten, so muß er sich zu Ausgaben entschließen, die seine Familie nur unter Entbehrungen oder er selbst durch saure Arbeit aufbringen kann. Eine Ausschreitung büßt er durch Mangel am notwendigen, jede leichtsinnige Handlung rächt sich an ihm mit unerbittlicher Härte.

Altehrwürdiger Überlieferung gemäß gehört ein gewisser Leichtsinn zum rechten Studenten. Mag sein, daß manche dieser Überlieferung mit größerer Pietät nachleben, als ihren Vätern lieb und ihnen selbst nützlich ist. Die Folgen gestalten sich aber je nach den Verhältnissen sehr verschieden.

Die Schulden des Studenten aus wohlhabender Familie werden mit brummender Miene bezahlt, aber der Zahlende verbirgt nicht immer mit der wünschenswerten Sorgfalt die geheime Freude darüber, daß der Sohn ein „forscher Kerl“ ist, der dem „Alten“ erstaunlich nachschlachtet. Fortgesetztes Schuldenmachen, Berichte von Vertrauenspersonen über läuderliches Leben führen dann wohl zu einem mehr oder minder energischen väterlichen Einschreiten. In den schlimmsten Fällen gewärtigt der Unverbesserliche „eingehemmt“ zu werden, damit er Gelegenheit erhält, sich im Schoße seiner Familie wieder an Ordnung zu gewöhnen.

Will es ein unbemittelter Student seinen wohlhabenden Kommilitonen gleichthun — und leider versucht es eine große Zahl —, so gestaltet sich das Lebensbild wesentlich anders. Die leichtsinnig gemachten Schulden werden nicht bezahlt, denn der Vater ist dazu außer Stande. Selbst der Wucherer versagt bei dem Mangel jeglicher Sicherheit regelmäßig seine Hilfe. Es folgen gerichtliche Klagen, Einschreiten der Universitätsbehörde, Verlust der Stipendien. Aus verschiedenen Gründen will oder kann der seiner letzten Mittel beraubte nicht zu seiner Familie zurückkehren. Durch Vorspiegelungen aller Art sucht er noch von Verwandten Unterstützungen zu erzielen; Brüder in dürftigen Verhältnissen, Schwestern, die ihr Brot als Lehrerinnen oder Erzieherinnen verdienen, werden dabei nicht übergangen. Auf die Dauer reichen aber auch diese Hilfsquellen nicht aus, und er geht rettungslos unter. Die Zahl der Studenten, die auf solche oder ähnliche Art zu Grunde gehen, ist größer, als man sich vorstellt.

Noch schlimmer aber ist die Faulheit. Es ist bekannt, daß der größere Teil unsrer Studentenschaft sich nicht durch regelmäßigen Besuch der Vorlesungen auszeichnet. Ich kann auf diese Frage, die Anlaß zu ernstern Besorgnissen nach mehr als einer Richtung bietet, hier nicht genauer eingehen: einerseits ist es unerläßlich, daß dem Studenten eine gewisse Freiheit des Studiums bewahrt bleiben muß, andererseits läßt es sich nicht leugnen, daß viele einen für sie selbst sehr schädlichen Mißbrauch mit dieser Freiheit treiben.

Haben nun den wohlhabenden Studenten seine vielfachen „studentischen“ Pflichten fortgesetzt gehindert, die Vorlesungen zu besuchen, so legt er einige Semester zu, in denen er ein geordnetes Studium beginnt, vertraut sich auch

etwa für schweres Geld einem gewiegten Repetenten an, und es gelingt ihm meist mit dem Verlust mehrerer Lebensjahre die Prüfung zu bestehen und seine weitere Laufbahn zu verfolgen. Nach einiger Zeit findet ihn ein alter Universitätsfreund zu seinem größten Erstaunen als angesehenen Beamten oder ehrenfesten Pfarrer wieder. Bisweilen — es ist die Minderzahl der Fälle — weiß auch der geschickteste Repetent nichts aus dem schwierigen Fall zu machen. Dann wird die Sachlage ernster, aber fast durchweg macht es die Familie möglich, den Gescheiterten vor dem wirklichen Vorkommen zu bewahren. Reichen die Mittel zum Rentier oder Rittergutsbesitzer nicht aus, so wird er, wenn auch oft nach vielen vergeblichen Versuchen, in einem andern Berufe untergebracht, vielleicht muß er auch auf seine stolzen Träume verzichten und im Subalternendienste Unterkunft suchen, immerhin kann, wenn überhaupt ein guter Kern vorhanden ist, noch ein tüchtiger Mann aus ihm werden. Mancher erreicht sogar in der neuen Laufbahn mehr, als ihm die ursprünglich gewählte geboten hätte.

Leider gehören aber die unbemittelten Studenten keineswegs immer, wie man erwarten sollte, zu den bessern Vorlesungsbesuchern. Bei vielen mag die Notwendigkeit, durch schlecht bezahltes Stundengeben das Leben zu fristen, den Anlaß bieten, daß sie ihr Hauptziel nicht mit der erforderlichen Thatkraft verfolgen, andre ahmen in gedankenlosem Leichtsinne das nach, was sie von ihren besser gestellten Kommilitonen sehen. Naht dann die Prüfung, so ist an ein Repetitorium nicht zu denken. Der Kandidat geht von dem an sich sehr richtigen Grundsatz aus, daß ein Repetitorium unmöglich zur regelrechten Vorbereitung für eine Prüfung erfordert werden könne, aber er vergißt, daß allerdings zur regelrechten Vorbereitung der Besuch der Vorlesungen gehört, den er ebenfalls unterlassen hat. Selbst eine Verlängerung der Studienzzeit wird meist durch die Vermögensverhältnisse der Familie unmöglich gemacht. Der Vater, dessen Mittel erschöpft sind, drängt zur Prüfung. Der Sohn giebt dem Drängen nach längerem ungeschicktem Zögern nach — der Ausgang ist so, wie man ihn erwarten mußte.

Selbst jetzt würde bei bessern Vermögensverhältnissen der Schade möglicherweise noch zu verbessern sein. Aber die Opferkraft und Opferwilligkeit der Familie ist erschöpft, der Durchgefallene muß eine Hauslehrerstelle annehmen oder in die engen Verhältnisse seines Heimatortes zurückkehren, um zur Wiederholung der Prüfung zu „studiren.“ Nun sind fast alle Wissenschaften derart, daß nur ein ganz besonders begabter sich durch Selbststudium mit ihnen vertraut machen kann. Wäre es anders, so hätte der Staat den wunderbarlichsten Mißgriff begangen, als er ein längeres Universitätsstudium zur Vorbedingung für die Prüfung machte. Unser Kandidat sei im Grunde ein gewissenhafter Mann. Aber wissenschaftliche Anregung kann er in dem kleinen Orte nicht finden, einige ältere Fachgenossen, die er antrifft, sind wenig geneigt, auf ein

„Zachsimpeln“ mit ihm einzugehen; sie haben ihre reichliche, wohlbemessene Arbeit, die übrige Zeit verlangen sie mit Recht zu ihrer Erholung. Aber der Kandidat setzt sich gewissenhaft hinter seine Bücher, jeden Tag ist eine bestimmte Zahl von Stunden unverbrüchlich der Arbeit gewidmet, und mehr und mehr fühlt er sich des Stoffes Meisters. Die Fragen, die er sich aufwirft, beantwortet er sich ohne Zögern. Sobald er wenige Zeilen gelesen hat, vergegenwärtigt er sich ohne Schwierigkeit den ganzen Inhalt der betreffenden Stelle; wenn er Ortsfönn hat, erinnert er sich bei den meisten Fragen, ob sie in seinem Lehrbuche auf der rechten oder linken Seite abgehandelt werden, die wichtigern Fragen hat er so oft studirt, daß er die Seitenzahl weiß. Mit dem besten Gewissen stellt er sich der Prüfungsbehörde von neuem vor, und die Hoffnungen der Seinigen begleiten ihn.

Aber er wird sehr unbequem gefragt. Manches wird verlangt, worauf er wenig Gewicht gelegt hat, was vielleicht gerade in seinem Lehrbuche fehlt. Will er dagegen, die Gelegenheit benutzend, die Kenntnisse, die er sich in gewissen Einzelheiten mit großer Mühe und Ausdauer angeeignet hat, in längerer Ausführung darlegen, so wird er von dem Prüfenden unterbrochen, weil darauf wenig ankomme. Die Fragen werden anders gestellt, als er es in seinem Lehrbuche gewohnt ist, er kann sich nicht gleich zurecht finden. Das macht ihn verwirrt. Wenn er sich endlich an die zutreffende Stelle seines Lehrbuches erinnert und nun beginnt, den eingelernten Gedankengang zu wiederholen, unterbricht ihn der Prüfende wieder und stellt die Frage so, daß eine selbständige Äußerung erforderlich wird. Die Verwirrung des Prüflings steigt, schon weiß er keine Auskunft mehr darüber zu geben, was er gestern noch an den Fingern herbeten konnte. Überlegung und Gedächtnis versagen. Eine Zeit lang kämpft er mit aller Willenskraft dagegen an, allmählich legt sich eine dumpfe Mattigkeit über ihn, überlegungslos antwortet er weiter, hie und da wohl auch das Richtige treffend, häufig aber in den seltsamsten Gedankengängen umherirrend.

Die Prüfung ist beendet. Kein Zweifel, daß sie ebenso wie die frühere ausgefallen ist. Alle Arbeit ist verloren, er ist einmal kein „Examenmensch.“ Mancher Bekannte ist durchgekommen, der weniger gearbeitet hatte und zweifellos auch weniger wußte als er, der viele von ihm gestellte Fragen nicht beantwortet konnte. Er ist sich nicht klar, ob böser Wille oder Ungeschicklichkeit der Prüfenden ihn gestürzt hat, oder ob lediglich sein „Pech“ schuld ist, da er gerade er nach dem, was er am besten wußte, nicht gefragt worden ist. Die richtige Erklärung, daß ihm die geistige Herrschaft über den eingelernten Stoff fehle, kommt ihm nicht in den Sinn. Er wartet die Verkündigung des Ergebnisses nicht ab und entfernt sich mit dem Geföhle, daß ihm bitteres Unrecht geschehen sei. Was nun?

Eine Stunde wie die geschilderte ist für jeden schwer, am schwersten aber
Grenzboten III 1889

für den, der sich nun in vollkommene Ratlosigkeit versetzt sieht. Er kann dem mittellosen Vater, dem Bruder, der von seiner Hände Arbeit lebt, nicht länger zur Last fallen. Sie werfen ihm die vergeblichen Opfer vor, die sie für ihn gebracht haben, weitere Hilfe darf er nicht erwarten. Zum Handwerk taugt er nicht mehr, zu jeder neuen Laufbahn, die er etwa beschreiten könnte, ist Geld erforderlich. Es ist nicht leicht zu sagen, was aus den meisten dieser Menschen wird. Mancher mag doch noch eine bescheidne Unterkunft finden. Andre ziehen in die großen Städte, um dort ein zweifelhaftes Dasein zu fristen. Sicherlich aber segnet keiner die Stunde, wo er sich zum Universitätsstudium entschloß.

Wir sind geneigt, bei jedem großen Unglück, das einen andern trifft, nach einer Verschuldung zu suchen. Die traurige Thatsache fügt sich dann bequemer in unsern Vorstellungskreis ein und stört uns weniger in der Behaglichkeit unsers Denkens. Von diesem Standpunkt ist es nicht schwer, zu finden, daß jene Verunglückten selbst an ihrem Schicksal schuld sind. Leichtsinm, Faulheit, Gleichgiltigkeit gegen das gewählte Fach wird man fast bei jedem feststellen können. Hätten sie von Anfang an mit äußerster Sparsamkeit gelebt und mit voller Thatkraft die ihnen gebotenen Bildungsmittel benutzt, so wäre das Ergebnis vielleicht anders gewesen. Uns allen sind Männer aus eigener Kraft bekannt, die sich — freilich unter Entbehrungen und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte — aus den dürftigsten Verhältnissen emporgearbeitet haben. Auch sie haben unter ihrer Armut gelitten. Die Zeit, die andre frei zu ihrer Ausbildung und zur Erholung verwenden konnten, wurde ihnen durch Stundengeben verkürzt. Sie mußten Lehrerstellen annehmen, kehrten dann vielleicht wieder auf die Universität zurück und bestanden die Prüfung später als andre, die weniger begabt waren. Aber ihr Beispiel zeigt, daß auch der Mittellose das Ziel erreichen kann.

In der That reizen derartige Beispiele mehr als gut ist zur Nachahmung. Man vergißt dabei, daß früher in den weniger bemittelten Volksschichten nur die Begabtesten zum Studium bestimmt wurden. Dann freilich wurden Gönner gewonnen, es wurde zunächst der Besuch des Gymnasiums ermöglicht, und nachdem sich dort der Schüler bewährt hatte, bezog er mit dem Bewußtsein, daß er außerordentliches zu leisten habe, die Universität. Heute hat man das Vorurteil, daß nur der Begabte studiren solle, längst überwunden. Der Besuch des Gymnasiums ist bei der großen Zahl der Gymnasien sehr erleichtert; gelingt es dem Schüler, nach mehrmaligem Durchfallen im einundzwanzigsten Lebensjahre endlich die Abiturientenprüfung zu bestehen, so erscheint er der ganzen Familie für das Studium vorzüglich geeignet. Froh, der verhaßten Schule entronnen zu sein, mit den landläufigen Vorstellungen von einem flotten Studenten, kommt der junge Mann auf die Universität. Niemand sagt ihm, daß das poesieumwobene Studentenleben ihm nur Entbehrung und Arbeit bieten

wird. Es ist durchaus menschlich und natürlich, daß er zunächst nur an das Genießen denkt. Wenn nun der Vater nicht überlegt, daß unter den vorliegenden Verhältnissen von dem Sohne eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Charakterfestigkeit und Entschlossenheit erfordert wird, wenn er den Sohn ohne Warnung mittellos ins Ungewisse hinausziehen läßt: wer ist da leichtsinniger, der Vater oder der Sohn?

Allerdings hat das Studium auch für den Vater etwas sehr Verlockendes. Es ist ja in unserm Erwerbsleben fast unerhört, daß jemand, der sich einem bestimmten Berufe zuwendet, dafür durch Geldunterstützungen gewissermaßen belohnt wird.

Für Studenten besteht, an die verschiedenartigsten Bedingungen geknüpft, eine Anzahl von Stipendien, und je mittelloser der junge Mann ist, um so eher darf er hoffen, eins oder mehrere derselben zu erlangen. Diese Stipendien stammen fast alle aus einer Zeit, wo der Zugang zum Studium durch tatsächliche Umstände sehr erschwert war und dementsprechend der Zudrang zum Studium dem Bedürfnis kaum genügte. Nach damaligen Verhältnissen beurteilt, betrogen sie ansehnliche Summen und reichten oft zum völligen Unterhalt aus. Es ist kein Zweifel, daß sie nach allen Richtungen sehr segensreich wirkten. Sie ermöglichten den Begabten aus unbemittelten Familien das Studium und nützten gleichzeitig der Gesamtheit, indem sie eine ausreichende Menge fähiger Personen in die gelehrten Berufskreise zogen.

Das alles ist heute anders. Bei dem gesunkenen Geldwerte haben auch die Stipendien bedeutend an Wert verloren. Sie halten jetzt eine unglückliche Mitte, indem sie gerade auf den Unbemittelten einen großen Anreiz zum Studium ausüben und ihm doch keine genügende Unterstützung in der Art bieten, daß er während seiner Studienzeit in bescheidener Weise sorgenfrei leben könnte. Ferner aber verlocken sie Begabte und Unbegabte zu einem Berufe, der schon ganz abgesehen von ihnen an Überfüllung leidet. So schaffen sie künstlich ein gelehrtes und halbgelehrtes Proletariat, das geradezu zu einer Gefahr für die Gesellschaft werden muß, zum Teil schon geworden ist.

Der mit den Verhältnissen unbekannt wird selten rechtzeitig gewarnt. Viele wohlwollende Männer glauben, alter Überlieferung folgend, noch heute ein gutes Werk zu thun, wenn sie einen mittellosen jungen Mann bestimmen, sich einem gelehrten Berufe zu widmen. Dieser bezieht denn auch die Universität, ohne seine Mittellosigkeit irgendwie zu verbergen. Er rüstet sich vielmehr — der Universitätsstipendien halber — mit einem oft noch übertriebenen Armutszeugnis aus. Der Rektor immatrikulirt ihn ohne Anstand, keiner der Professoren warnt ihn und macht ihm klar, welches Wagnis er unternimmt. Notgedrungen muß sich bei ihm der Gedanke befestigen, daß er einen durchaus richtigen und wohlwogenen Beschluß gefaßt habe.

Seine nächste Hoffnung ist auf ein Universitätsstipendium gesetzt. Der-

gleichen bestehen an manchen Universitäten in großer Zahl. Die alte schöne Sage von Greifswald, daß kein Student ins Thor hineingelassen werde, ehe er sich verpflichtet habe, ein Stipendium anzunehmen, ist ja weit bekannt. In Wirklichkeit hat freilich der angehende Student eine solche Zudringlichkeit nicht zu fürchten, die Hoffnung auf ein Stipendium ist vielmehr unter den heutigen Verhältnissen fast immer recht unsicher, und selbst die Erfüllung der Hoffnung gewährt nur etwas durchaus Ungenügendes. Manche dem Anschein nach geringfügige Einzelheiten machen den Nutzen vollends zweifelhaft.

Bei dem großen Andrang der Bewerber wird meistens die Auswahl so getroffen, daß unter den Armen die Allerärmsten bedacht werden. Daher hat nur der ganz Mittellose Aussicht. Dieser muß aber, da die Universitätsstipendien nicht im voraus verliehen zu werden pflegen, mit seinen ganz unzureichenden Mitteln aufs Ungewisse die Universität beziehen, er muß sogar, wenn die Entscheidung, wie so häufig, erst gegen Ende des Semesters erfolgt, ein volles Semester leben, ohne überhaupt zu wissen, ob er die erwartete Unterstützung erhalten wird oder nicht. Bleibt diese aus, was unter allen Umständen möglich ist, so hat er schon im ersten Semester eine Schuldenlast aufgehäuft, die er nicht bezahlen kann. Der Entschluß, das Studium jetzt noch aufzugeben, ist natürlich sehr schwer, der Student entschließt sich daher trotz des Fehlschlagens seiner Hoffnung und trotz der Schwierigkeit seiner Lage, auszuharren und reißt sich damit von selbst jenen oben geschilderten Existenzen an. Auch wenn er im nächsten Semester ein Stipendium erhält, so entreißt ihn das der Lage, in die er einmal geraten ist, nicht mehr.

Aber auch in dem glücklichen Falle, daß sich seine Hoffnung gleich verwirklicht, ist nicht viel gewonnen. Der Betrag der Stipendien ist verschieden, aber große sind sehr selten und werden durchweg nur solchen Personen zu teil, die sich bereits durch Begabung und Fleiß ausgezeichnet haben. Wer unbekannt auf eine Universität kommt, hat gar keine Aussicht darauf. Die meisten Stipendien mögen etwa genügen, um die Miete für das laufende Semester zu zahlen, einige mögen etwas geringer, andre etwas größer sein; daß etwa der größere Teil des Unterhaltes von ihnen bestritten werden könnte, daran ist gar nicht zu denken. Einem mäßig bemittelten würden sie zu einem sorgenfreien Leben verhelfen, aber ein solcher hat, wie gesagt, bei den augenblicklichen Verhältnissen keine Aussicht, berücksichtigt zu werden, wenn er seine Bewerbung nicht etwa, was freilich nichts ungewöhnliches ist, mit einem übertriebenen oder geradezu unwahren Armutzeugniß unterstützt.

Die Stipendien werden aber auch meistens erst am Ende des Semesters ausgezahlt. Auch dies erschwert eine vernünftige Verfügung sehr, und die besondern studentischen Verhältnisse machen die Schwierigkeit noch größer. Der Besonnene wird, wenn er das Geld erhält, die drängendsten Schulden abzahlen, soweit der Betrag reicht, und sich dadurch etwas Luft für das nächste Semester

schaffen. Für ihn wäre es natürlich viel günstiger gewesen, wenn er das Geld vorher gehabt hätte, denn das, was man auf Borg nimmt, ist überall teuer; immerhin ist ihm eine wirkliche, wenn auch späte Hilfe zu teil geworden. Aber nicht jeder Student ist besonnen. Sehr viele werden in der Eile vergessen, die Schulden zu bezahlen, und sich, mit einer ungewöhnt großen Summe in der Tasche, noch einige recht vergnügte Tage mit ihren Freunden machen, auch etwa, wenn es dazu ausreicht, eine kleine Ferienreise unternehmen. Das nächste Semester treten sie dann trotz des erhaltenen Stipendiums mit Schulden an.

Man sieht also, wie bedenklich es ist, wenn der unbemittelte Familienvater sich darauf verläßt, daß sein Sohn ein Universitätsstipendium erhalten wird. Außer diesen Stipendien giebt es nun noch eine Menge von öffentlichen und privaten Stiftungen. Im allgemeinen läßt sich von ihnen wenig sagen, da sie noch verschiedenartiger sind als die eben geschilderten, auch hängt selbstverständlich sehr viel von der Persönlichkeit der Kollatoren ab. Die größern wirken oft sehr segensreich. Die Kollatoren wählen freier, sie können und pflegen sich nicht zu ängstlich an das Armutzeugnis zu binden, daher sind sie in der Lage, solche Bewerber vorzuziehen, über die sie genügende Auskunft erhalten und die die nötige Gewähr bieten, daß sie wirklich mit Nutzen studieren werden. Die Stiftungsbeträge werden schon vor dem Beziehen der Universität zugesichert, häufig auch zu einem günstigeren Zeitpunkte ausbezahlt als die Universitätsstipendien. Aber die große Masse der Unbemittelten hat von ihnen wenig Nutzen; ein mäßig begabter Student kann auf sie höchstens in dem Falle rechnen, wenn er besondere persönliche Verbindungen hat.

Die kleinen Stiftungen sind fast wertlos. Meistens werden sie gelegentlich von solchen Personen mitgenommen, die dem Kollator persönlich nahe stehen, und dienen dazu, das für Bier verfügbare Geld etwas zu erhöhen. Wirklichen Vorteil gewähren sie nur solchen Studenten, welche die verschiedenen bestehenden Stiftungen einer regelrechten geschäftsmäßigen Ausbeutung unterwerfen und aus einer Menge kleiner und kleinster Beträge eine oft recht anständige Unterhaltssumme zusammenbringen. Solche gewerbsmäßige Stipendiaten sind aber nicht sehr häufig, den meisten fehlen dazu die Verbindungen und das Geschick. Auch dieser Erwerbzweig erfordert, wie so viele andre, eine eigenartige Begabung.

Die nächste Hoffnung des unbemittelten Studenten richtet sich auf eignen Erwerb, insbesondere auf Stundengeben. Im allgemeinen ist gerade der Student, auch der Theologe und Philologe, zum Erteilen von Privatstunden nicht sehr geeignet. Handelt es sich um eine bloße Nachhilfe oder um eine Beaufsichtigung der häuslichen Arbeiten, so eignet sich dazu ein Schüler höherer Klassen, der selbst noch unter der Schulstrenge und mitten im Lehrplane der Schule steht, viel besser als der Student, der diesen niedern Standpunkt aufgegeben hat,

den höhern Standpunkt aber, der ihn befähigte, mit voller Beherrschung der Wissenschaft selbst zu lehren, noch nicht erreicht hat. Der Gährungsprozeß, der sich gerade jetzt in ihm vollzieht, macht ihn unfähig, den Schüler richtig zu leiten.

Nun giebt es freilich viele Väter, die den Studenten als den Weiterentwickelten vorziehen, und vom Standpunkte des Geld brauchenden „Arbeitnehmers“ ist es ja weniger wichtig, was seine Leistung wert ist, als was er selbst dafür erhält. Hiermit steht es aber gerade sehr schlecht. Die auf dem Arbeitsmarkte herrschende Selbstsucht sucht natürlich den Lohn auf einen möglichst niedrigen Stand herunterzudrücken. In jeder Universitätsstadt findet sich eine Menge unbemittelter Studenten, die bereit sind, für jedes Honorar Stunden zu erteilen. Wirklich angewiesen auf sie ist niemand, das vorhandene Bedürfnis würde auch ohne sie vollauf befriedigt werden können. Unter diesen Umständen sinken die üblichen Honorarsätze so, daß eine unterste Grenze kaum noch anzugeben ist. Und dabei erhält nur ein kleiner Teil von denen, die sich anbieten, Arbeit.

Trotz aller Schwierigkeiten gelingt es ja nun vielen Bedürftigen, ihr Leben zu fristen. Manche sollen es mit Thatkraft und einigem Glück sogar möglich machen, sich vollständig selbst zu erhalten. Wer die Verhältnisse nicht vollkommen kennt, erstaunt, wenn er die Armutszugnisse liest und aus ihnen erfährt, daß viele Studenten nicht einmal so viel Unterstützung von ihrem Vater erhalten, wie die betreffende Stadtgemeinde für ihre Ortsarmen zahlt; manches mag in jenen Zeugnissen übertrieben sein, alles sicher nicht. Er erstaunt aber noch mehr, wenn er im nächsten Semester dieselben Personen, die vernünftiger Berechnung nach gar nicht bestehen können, wiederkehren sieht, unter ihnen auch die, die nicht einmal das erbetene kümmerliche Stipendium erhalten haben. Wie lebt ein solcher Student?

Der Handwerker K. hält es für nötig, seine Knaben, die das Gymnasium besuchen, bei ihren Schularbeiten beaufsichtigen zu lassen. Er kann ein kleines Zimmer entbehren, dies stattet er notdürftig aus und sucht nach einem Studenten, der gegen freie Wohnung bereit ist, täglich zwei, drei bis vier Stunden zu erteilen. Irgend etwas weiteres gewährt er nicht, oft nicht einmal den Morgenkaffee. Natürlich braucht er nicht lange zu suchen, denn das Anerbieten ist sehr vorteilhaft. Der auf diese Art bevorzugte junge Mann hat wenigstens seine Schlafstelle gesichert. Einige seiner Lehrer oder andre wohlwollende Personen, denen seine bedrängte Lage bekannt wird, bieten ihm Freitische an. An den Tagen, wo er nicht auf diese Weise versorgt ist, erhält er sich von Brot und Lebensmitteln, die ihm von zu Hause geschickt werden. Das geringe Geld, das ihm sein Vater giebt, reicht gerade aus, um einige unumgängliche anderweitige Ausgaben zu bestreiten. So „schlägt er sich durch,“ obgleich er nicht das Glück hat, gleich ein Stipendium zu bekommen. Im nächsten Semester

geht es schon besser. Ein kleines Stipendium setzt ihn in den Stand, für die unbefetzten Tage einen ordentlichen Mittagstisch anzunehmen. Da er es mit seinen Arbeitsstunden gewissenhaft genommen hat, empfiehlt ihm sein Wirt an einen andern Vater, dessen Sohn sich mit der Mathematik durchaus nicht befreunden kann, und er erhält nun den Auftrag, den hoffnungsvollen Knaben wöchentlich einige Stunden mit den Geheimnissen des mathematischen Denkens bekannt zu machen. Das Honorar ist sehr gering, aber für ihn bedeutet es eine wesentliche Besserung der Vermögensverhältnisse. In der Folge geht es dann auf und ab, wie der Zufall es fügt. Häufig ist die Zahl seiner Privatstunden so groß, daß er alles in allem sein bescheidenes Auskommen hat, ab und zu auch mit guten Freunden ein Glas Bier trinken kann. Manchmal geht es dann wieder schlechter, bisweilen ist er sogar wieder dem unmittelbaren leiblichen Mangel preisgegeben. Aber wenn er kein besondres Unglück hat, so darf er hoffen, in dieser Weise seine Universitätszeit zu Ende zu bringen. So oder ähnlich gestaltet sich das Leben vieler dürftigen Studenten.

Was ist nun in diesem glücklichsten Falle erreicht? Natürlich ist die Studentenzzeit zum Lernen bestimmt. Ein junger Mann mit durchschnittlicher Begabung braucht sie vollauf, um sich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten. Auch die viele Erholung, die sich der Student zu gönnen pflegt, ist, sofern sie sich in gewissen Grenzen hält, durchaus berechtigt, sogar nötig. Sie soll den Geist frisch halten, in das Verständnis der Wissenschaft einzudringen, denn mit bloßem „Büffeln“ ist wenig gethan. Wird nun Arbeits- und Erholungszeit durch ermüdendes Stundengeben beschnitten, wird die Thatkraft durch die tägliche Sorge ums Leben abgelenkt, so ist eine regelmäßige Entwicklung nicht möglich. Selbst ein besonders begabter Mann wird sein Ziel unter solchen Umständen nicht in der ordnungsmäßigen Zeit erreichen. Er wird sich vielleicht mit äußerster Anstrengung hinlängliche Kenntnisse erwerben, um später, wenn er etwa eine Hauslehrerstelle annimmt, die Lücken durch eignes Studium auszufüllen. Aber auch er leistet selten das, was er bei ausreichender Unterstützung hätte leisten können, und wird es einst beklagen, daß er, von der Not getrieben, die kostbaren Jahre, die zu seiner Ausbildung bestimmt waren, mit schlecht bezahlter, anderweitiger Arbeit hat verbringen müssen. Immerhin wird er trotz aller Hindernisse ein brauchbarer und tüchtiger Mann werden.

Wer indessen mit mäßiger oder, wie so häufig, mit ausgesprochen schlechter Begabung, dabei womöglich noch mit Gleichgiltigkeit gegen die gewählte Wissenschaft die Universität bezieht, für den ist auch diese Hoffnung abgeschnitten. Die Sorge des Augenblicks, das tägliche Leben zu fristen, nimmt ihn vollständig in Anspruch. Er würde alle seine Kraft brauchen, um überhaupt vorwärts zu kommen, statt dessen gestaltet sich unter dem Druck der Not die Sache so, daß der Erwerb des Unterhaltes ihm als seine Hauptaufgabe erscheint, das Studium nur nebenbei betrieben wird. Sein Bildungsgang wird nicht viel

anders als bei denen, die völlig im Aneip- und Verbindungsleben aufgehen und so jedes Interesse für ihre Wissenschaft verlieren.

Im Anfange geht der junge Student gewissenhaft in die Vorlesung. Aber es fehlt ihm die rechte Spannkraft, der Vortragende wirkt offenbar nicht anregend. Mechanisch schreibt er nach, bisweilen versinkt er auch ganz in Gedanken — dann entsteht in seinem Heft eine Lücke. Es ist kein sonderlicher Schade darum. Wenn er wirklich einmal in seine Aufzeichnungen hineinsieht, findet er halbverstandenes Zeug, dessen Nutzen er nicht abzusehen vermag. Einmal ist er wohl veranlaßt, zu „schwänzen.“ Er borgt sich das Heft eines Kommilitonen und „reitet nach.“ Das erweist sich als eine langweilige Arbeit, auch versteht er vieles nicht. Das nächstemal, wo er wieder „verhindert“ ist, verzichtet er von vornherein darauf, sein Heft zu ergänzen. Auch in den Vorlesungen schreibt er nur noch „das Wichtigste“ nach. Dieses „Wichtigste“ schrumpft bald immermehr zusammen. Es ist ja klar, daß das ganze Nachschreiben ein veraltetes Überbleibsel aus der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst ist; im Lehrbuche findet man ja alles gedruckt. Freilich folgt er nun dem Vortrage noch weniger, denn es ist schwer, mehrere Stunden am Tage stillsitzend ohne jede eigne Thätigkeit einem Vortrage zu folgen. Schließlich erkennt er immer deutlicher, daß die ganze Vorlesung äußerst „ledern“ ist, es ist überhaupt viel besser, zu Hause nach dem Lehrbuche zu arbeiten. Andre Kommilitonen machen es ebenso, die arbeiten auch zu Hause.

Also der häusliche Fleiß beginnt. Das Lehrbuch hat aber auch ein Professor geschrieben, das merkt man ihm an. Die Wissenschaft ist im Grunde gedruckt nicht schmachhafter als vorgetragen, es ist ein entschiedener Fehler, daß sie nicht amüsanter ist. Außerdem fehlt es nicht an Abhaltungen. Hat unser Student Geld, so macht er sich auch gern einmal einen vergnügten Tag wie andre, hat er keins, so ist er erst recht nicht in der Stimmung, zu arbeiten. Hat er seine Privatstunden gegeben, so ist er zu abgesspannt, hat er einmal frei, so wäre es wirklich schade, die schöne Zeit zu Hause zu verbringen. Es giebt viele triftige Gründe, um eine Ausnahme zu machen. Freilich ist er manchmal standhaft, ein guter Freund hat ihn schon einmal bei dem schönsten Wetter schlafend über seinem Buche getroffen. Dann häufen sich wieder einmal die Ausnahmefälle, das eigne Arbeiten hört ganz auf. Er bemerkt dies, faßt einen kräftigen Entschluß und beginnt von vorn. Das wiederholt sich einigemal. Wenn das Semester zu Ende ist, weiß er die ersten Seiten des Lehrbuches auswendig, aber viel weiter ist er nicht gekommen.

Daselbe geschieht bei den andern Vorlesungen, unser Freund kann einmal die interessanten Dozenten nicht ausfindig machen. Es ist übrigens wirklich ein Zeichen vernünftiger Überlegung, daß er den Besuch der Vorlesungen aufgegeben hat, denn nichts ist geisttötender, als täglich stundenlang Vorlesungen zu hören, denen man nicht folgen kann. Wenn er ausgeschalten hätte, so würde

das Ergebnis deshalb nicht anders geworden sein. Man kann sich eben eine Wissenschaft nicht nebenbei — in seinen Mußestunden — zu eigen machen.

Für die ältern Studenten giebt es in allen Fächern unter verschiedenen Namen praktische Übungen, die den Zweck haben, zu eigener Thätigkeit auf dem betreffenden Wissensgebiete anzuleiten. Hier ist natürlich nicht daran zu denken, daß gedruckte Bücher irgend welchen Ersatz bieten könnten. Im allgemeinen setzen diese Kollegien bereits eine Summe von Kenntnissen aus den Vorlesungen voraus; trotzdem gelingt es vielen Studenten, die ihre ersten Semester „verbummelt“ haben, sich zurechtzufinden. Durch die Thätigkeit, zu der sie angehalten werden, werden sie auf das, was ihnen fehlt, aufmerksam, die Art des Fragens zeigt ihnen, worauf es ankommt, und macht ihnen so erst das Lehrbuch nutzbar, auch fühlen sie sich ganz anders angeregt als bei dem Vortrage, den sie lediglich hinzunehmen hatten. Sie beginnen ernstlich zu arbeiten, und ihre Privatarbeit im Verein mit den vom Dozenten geleiteten Übungen ermöglicht es ihnen sehr oft, das Versäumte, wenn auch mit einigem Zeitverlust, nachzuholen. Aber damit es nachgeholt werde, ist Thatkraft, geistige Frische und Zeit nötig, und die fehlen eben dem Studenten, der in erster Linie darauf bedacht sein muß, seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Unser Autodidakt findet es auch in diesen Übungen bald unbehaglich. Vorkenntnisse hat er nicht, selbst zu einer gründlichen Vorbereitung fehlt ihm die Zeit und bei seiner Gleichgiltigkeit gegen die Wissenschaft meist auch die Lust. Gefragt zu werden, ohne antworten zu können, ist unangenehm. Es wird nicht angenehmer, wenn es sich mit ununterbrochener Regelmäßigkeit wiederholt. Die andern Teilnehmer sind „Streber,“ die sich auf ihr Wissen wunder was einbilden und ihre Heiterkeit nicht verbergen, wenn er einmal das Schweigen, das er den gestellten Fragen entgegenzusetzen pflegt, mit einer handfesten Dummheit unterbricht. So fühlt er sich abgestoßen. Möglicherweise bleibt er schon jetzt weg; wenn er fortgesetzt erscheint, kann er die Erfahrung machen, daß sich bereits eine gewisse fröhliche Stimmung im Hörsaal verbreitet, wenn der Dozent auch nur eine Frage an ihn richtet; es ist die Vorfreude über die Antwort, die man von ihm erwartet. Wohl oder übel kommt er zu dem Schluß, daß er doch nicht genügend vorbereitet sei, und nimmt seine „häusliche Arbeit“ wieder auf, und was es damit für eine Verwandtnis hat, haben wir gesehen.

So wird er mit unwiderstehlicher Macht in die Bahn getrieben, die wir oben bis zu ihrem Ende verfolgt haben. Möglicherweise gelingt es ihm noch mit Glück und Kunst, die Prüfung zu bestehen; dann hat die Gesellschaft einen untauglichen Arzt, der Staat einen unfähigen Beamten mehr, der bei der jetzigen Überfüllung die Aussicht hat, überall zurückgesetzt zu werden, und dann sein Leben lang über „das herrschende Protektionswesen“ bittere Klage führt. Im allgemeinen ist aber selbst hierzu wenig Hoffnung. Schleicht er sich durch

die eine Prüfung durch, so droht ihm meist noch eine andre, die ihn umso sicherer beseitigt. Auch werden die Prüfungsbehörden, bei denen derartige Kandidaten Erfolg erwarten dürfen, immer seltener. So rächt es sich bitter an dem Vater, daß er ohne Überlegung den Verlockungen zum Universitätsstudium nachgegeben hat; nach fünf Jahren hat er einen durchgefallnen Kandidaten im Hause, der zum Gelehrten nicht taugt und zum Handwerker verdorben ist.

(Schluß folgt)



Aus Paris

Von einem außerordentlichen Berichterstatter



er die diesjährige Ausstellung in Paris nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehen. Ich habe zwar keine der frühern Weltausstellungen besucht, kann aber aus voller Überzeugung versichern, daß sie mit der jetzigen gar nicht zu vergleichen waren, denn so etwas ist nur in Paris und zur Feier der großen Revolution möglich. Alles groß — mit einem Worte Victor-Hugoisch. Mein Führer auf dem Marsfelde war ein Elsäßer, Mr. Rosenzweig, der sich in die Freiheit gerettet hat, weil die deutschen Gewalthaber unter schnöder Berufung auf preußische Gesetze, die von ihm nicht anerkannt werden, ihn nicht nur in der Betreibung seines gewohnten Erwerbes hindern, sondern ihn sogar einsperren wollten. Er verspricht jedoch, demnächst an der Spitze von 500000 Elsäßern nach Straßburg zurückzukehren. Seiner Begleitung verdanke ich sehr viel Belehrung. Er machte mich namentlich darauf aufmerksam, daß diese Ausstellung in Wahrheit den Namen Weltausstellung verdient, weil Frankreich die Welt ist, und daß man darin nur Luft der Freiheit atmet, weil nur Republiken vertreten sind. Und in der That, wenn man sieht, wie die Sonne der Freiheit in Frankreich, Mexiko, Paraguay, Uruguay u. s. w. alles sich so herrlich entfalten läßt, so meint man, die monarchischen Staaten müßten vor Scham erröten, wenn ihnen das noch möglich wäre. Hier zeigt sich auch, daß Napoleon der Große doch richtig prophezeit hat, denn das bißchen Erdboden, was noch nicht republikanisch ist, verdient kaum erwähnt zu werden. Mr. Rosenzweig rechnete allerdings auch Rußland zu den Republiken, aber ich ließ den kleinen Irrtum durchschlüpfen, um ihn nicht in seiner Freude zu stören.